

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 20

Artikel: Der liebe Gott
Autor: Dietzi, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575182>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nach Mind.

Der liebe Gott.

Skizze von Hedwig Diehi, Bern.

Eine grüne Wiese. Und in der grünen, sonnenbeschienenen Wiese zwei große, farbige Flecken, ein roter und ein blauer. Die Flecken bewegen sich. Sie werfen blaue Schatten, die langgestreckt über die Wiese laufen. Jetzt nähern sie sich. Die zwei Flecken verwandeln sich in zwei kleine Kinder. Zwei winzige runde Gesichtchen. Sie haben beide hellblondes Kraushaar und weit offene blaue Augen. Sie halten sich an den dicken Händchen und zotteln eifrig vorwärts. Aber die Sache ist nicht leicht. Bald liegt das eine, bald das andere auf der

Opfer an Mühe und Zeit gebracht haben müssen und einem roten Faden gleich, zieht sich durch das ganze Werk der einheitliche Gedanke seiner Mitarbeiter, etwas zu schaffen, das unserer Nation zum Ruhme, unserem Volke zum Stolze gereichen soll.

Wir begehen wissenschaftlich einen Gemeinplatz, wenn wir mit den Worten schließen, das Prachtwerk möge und sollte seinen Eingang in jede schweizerische Familie finden, aber, was wir da sagen, bleibt wahr — auch wenn es eine abgebrauchte Phrase ist. X.



Selbstporträt Karl Stauffers. Nach einer Radierung.
Mit gut. Erlaubnis der Kunsthändlung Amsler & Nuthardt abgedruckt.

Erde. Die runden nackten Beinchen zappeln über dem hohen Kiedgras. Dann bleibt das zweite stehen, lässt das Mäulchen



Gedgenössisches Freischießen in Solothurn (1840). Nach Disteli.

hangen und wartet reglos, bis das Gefallene wieder auf den Füßen steht. Jetzt sind sie in meiner Hörweite. Sie stehen still, aber ihre Händchen lassen sich nicht los.

Die Sonne scheint schurigerade auf die hellen Krausköpfe. Oben auf einem Apfelbaum zwitschert ein Vogel. Die Beiden recken die glühenden Gesichtchen in die Höhe.

„Ach nein, er ist auch nicht da,“ sagt das Eine und steckt ein dices Fingerchen in den Mund. „Und auf dem da?“ fragt das andere und stapft eilig vorwärts, dem Baume zu, in dessen Schatten ich sitze.

Das Rotröckige steht nun dicht vor mir und schaut sehnsüchtig in den grünen Baumwipfel hinauf. Das Blaue stellt sich gleich neben ihm auf und hebt das Köpfchen: „Sieht du ihn?“ Sein rotes Mäuschen sieht weit offen. Kleine schneeweisse Mausähnle blicken darin. „Nein,“ sagt das Andere weinerlich, „ich dlaube nicht.“

Was sucht ihr denn?“ frage ich die Kleinen, „einen Vogel?“ Das im blauen Nöckchen schüttelt ernsthaft den Krauskopf. „D nein“, sagt es laut, „den lieben Dott.“ „Ja“, nickt das Rotröckige, „wir suchen den lieben Dott. Mammi sagt, der liebe Dott ist überall, und jetzt wollen wir ihn suchen und heimbringen.“

Schon stapsen die vier Beinchen im blumigen Gras weiter. Ich verfolge sie mit den Augen. Ferne leuchten die Beiden wieder wie große farbige Flecken in der grünen Wiese. Ich sehe, wie sie in jeden Baum hinaufstarren, wie sie unter jede Hecke gucken, und immer vergeblich. Die armen Kleinen dauern mich.

Die Sonne scheint glühheiß auf die Wiese herunter. Ich verlasse meinen Platz und gehe langsam den gleichen Weg, den die Kinder genommen haben, denn ich bin der Gegend unkundig. Quer durch die blumigen Wiesen. Aber die Straße kann nicht weit entfernt sein.

Dort drüber schimmert ein weißes Haus mitten in dunkeln Bäumen. Von dort kommt eiligen Laufes eine weibliche Gestalt. Der Kleidung nach ein Dienstmädchen. Eine weiße Schürze weht im Wind. Zugleich höre ich von der andern Seite einen lauten Aufschrei aus Kindermund. Nur ein farbiger Fleck schimmert weit dort drüber, der blaue. Ich laufe was die Füße mich tragen und erreiche das Blauröckchen, das mir laut schreiend entgegenstrebt. Und noch lauter, jammervolles Schreien kommt dicht neben, nein, unter mir. Jetzt erst sehe ich entsetzt, daß ich am Rande eines Abgrundes stehe, der von wilden Rosen anmutig und gefährlich überrankt ist. Und in den Nesten der Heckenrosen hängt das schreiende Kleine, dicht über dem ichroff abfallenden Abhang.

Es ist mir ein Leichtes, das Kind aus seiner gefährlichen Lage zu befreien. Nun steht es wieder auf seinen runden nackten Beinchen. In den hellen Augen perlen noch dicke Tränen. Über es lacht schon mit dem ganzen Gesicht. Nur, wie es die roten Blutstropfen an den bloßen Armmchen sieht, will es wieder weinen. Aber doch nicht. Das Blauröckige steht neben ihm und tupft mit ungeschickten Fingerchen auf die dicken Armmchen des Andern.

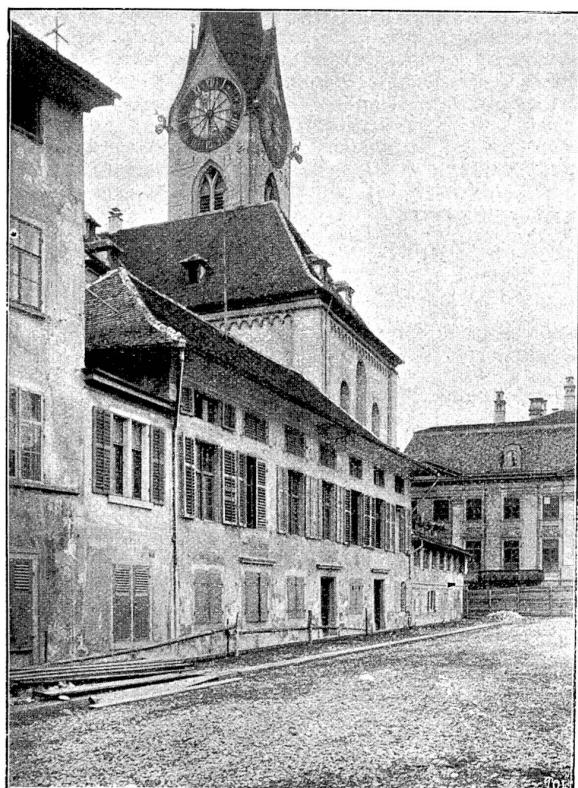
Über dem Abgrund gaukelt ein wunderschöner gelber Schmetterling. Das kleine Schmerzenskind strekt das Händchen aus und seufzt: „Den hab' ich fangen wollen, und er ist fortgeflogen. Jetzt wollen wir aber den lieben Dott nicht mehr suchen“. Es macht ein troziges Männchen und zieht das andere mit sich fort. Sie laufen gradewegs dem Mädchen mit der weißen Schürze in die Arme.

„Wir wollen den lieben Gott jetzt nicht mehr suchen“. . . . Arme Kleine! Er war da, und ihr habt es nicht gewußt!

Der ehemalige Musiksaal in Zürich.

Mit Abbildung nach Photographie Breitinger-Wyder, Zürich.

Nördlich vom Eingang in den Hof des Fraumünsterklosters stand schon 1420 das Haberhaus mit einem Estrich,



später mit einem Saal, in dem sich die Musikgesellschaft der kleinen Stadt 1641 versammelte, und den die Regierung 1683 für die Gesellschaft einrichtete, 1716 aber neu baute, was einen Kostenaufwand von fl. 6481 verursachte. Dieser bis in die neueste Zeit vorhandene Musiksaal mit einem Deckengemälde von Brandenberger von Zug an dem stuckierten Plafond, mit hübschem Schnitzwerk an den Thürgittern, einem Pfauischen Ofen, mit sinnreichen, musikalischen Ornamenten geschmückt, endlich mit einer Orgel, wurde 1868 von der Musikgesellschaft der Stadt abgetreten. Die Porträts der Präsidenten der Gesellschaft übergab letztere der Stadtbibliothek. An dieses Haberhaus schloß sich das einföckige, im Erdgeschoß nur mit Latten gesprengte Werchhaus der Stadt, zuletzt Polizeilokal.

„Das Wunder.“ Ein Legenderuppiel in vier Abteilungen. Die überhaupt erste Aufführung fand im Zürcher Stadttheater in Anwesenheit des Dichters, Richard Voß, am 25. November abhin statt. Es ist ein eigenümliches Zeichen unserer Zeit, daß sie uns mit den Stücken des krafftesten Realismus, der jeder Moral-Aesthetik entbehrenden naturalistischen Stücke, die im Hinterhause spielen, gleichzeitig auch die dramatisierte Legende schenkt, die Mythe des Christentums. Beide sind bühnenberechtigt und wirksam, jene durch die Kraft der Tendenz, diese — durch die Ausstattung, vielleicht auch als Gegengewicht zu den Überreibungen der Naturalisten.

Voß behandelt in seinem „Wunder“ die Ausbreitung des Christentums und die Macht der neuen Lehre über ihre Anhänger zur Zeit ihrer Entstehung, im letzten Regierungsjahre des grauen römischen Kaisers Libertus, der auf Capri starb. Die Wahl des Vorwurfs gestattete die Anwendung großartiger Ausstattungen und Inszenierungen; Einzel- und Zusammenspiel waren, von Direktor Prof. Kraup geleitet, vorzüglich einstudiert, die tief empfundene musikalische Beigabe von Lothar Kempter, alle diese Faktoren vereinfachten ihre Wirkung auf das Publikum nicht, das in weihewoller Stimmung den Vorgängen auf der Bühne lauschte. Unfere Illustration veranschaulicht die Schlusscene, den Tod des Kaisers, der noch in der Sterbestunde die Gnade der christlichen Religion empfunden.